

Marlies Hübner

VERSTÖRUNGS- THEORIEN

Die Memoiren einer Autistin,
gefunden in der Badewanne



Erweiterte Neuausgabe

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

Marlies Hübner

VERSTÖRUNGS- THEORIEN

Die Memoiren einer Autistin,
gefunden in der Badewanne

Erweiterte Neuausgabe

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

INHALT

1. ERSTKONTAKT	
Vor elf Jahren - Alter: 17	7
2. VERHÄNGNIS	
Vor elf Jahren - Alter: 17	31
3. ICH	
Heute - Alter: 28	53
4. BOURRÉE	
Vor sieben Jahren - Alter: 21	71
5. ELLI POPELLI	
Vor neunzehn Jahren - Alter: 9	85
6. GROSSE OPER	
Vor sieben Jahren - Alter: 21	93
7. JETZT	
Heute - Alter: 28	115
8. SALEM	
Vor neunzehn Jahren - Alter: 9	133
9. VEREINNAHMUNG	
Vor sechs Jahren - Alter: 22	149

10. ANOMALIE	
Vor vierundzwanzig Jahren - Alter: 4	171
11. ABSCHIED	
Vor sechs Jahren - Alter: 22	179
12. ANALYSE	
Vor fünf Jahren - Alter: 23	201
13. LEBEN, NEU	
Vor vier Jahren - Alter: 24	221
14. HIER	
Vor 2 Jahren - Alter: 28	231
15. FRÜHLING	
Heute - Alter: 30	257
16. SOMMER	
Heute - Alter: 30	263
17. HERBST	
Heute - Alter: 31	269
NACHWORT	256

ERSTKONTAKT

VOR ELF JAHREN - ALTER: 17

Beim Autofahren wird mir immer ein bisschen schlecht. Nicht zuletzt, weil es in unserem Wagen immer leicht nach Benzin roch.

Ich stand auf dem schmalen Grünstreifen der Autobahnraststätte, den Kopf in den Nacken gelegt, und saugte so viel Luft in meine Lungen, wie mein Körper aufzunehmen bereit war. Es roch nach Abfall, Abgasen und darunter, kaum wahrnehmbar, ein klein bisschen golden.

Ich versuchte, ein wenig zu schlafen, während Vater mit Tempo achtzig über die marode Autobahn fuhr, langsam, aber zielstrebig meinem Erwachsensein entgegen. Oder dem, was ich dafür hielt.

Bis auf seine gelegentlichen Flüche über die Fahrweise anderer Autofahrer und Mutters prompt darauf folgendes Seufzen herrschte angespannte Stille im Wagen.

Das Rattern der Räder über die Betonplatten der maroden Autobahn wirkte beinahe schon meditativ. Den Kopf gegen das Fenster gelehnt, ging dieser Rhythmus auf mich über und

ich vergaß mich im Rat-Rat, Rat-Rat, Rat-Rat, Rat-Rat, löste mich ganz darin auf. Das, was vor mir lag, konnte ich ohnehin nicht mehr abwenden.

*

Die Septembersonne ließ das Dunkel der hohen Mauern, die den großen Gebäudekomplex umschlossen, kein bisschen freundlicher wirken. Wie Gebirge standen sie zwischen der mir bekannten Welt und einer völlig neuen, in die ich nun aufgenommen werden sollte. Fast schon eingeschüchtert warteten wir vor dem Tor. Mutter und Vater flankierten mich, als fürchteten sie, ich könne jeden Augenblick die Flucht ergreifen.

Zugegeben, so abwegig war das nicht. Neue Situationen machen mir immer Angst, überfordern mich. Ich mied sie schon damals, wo ich nur konnte, denn eine passende Reaktion fiel mir nur selten ein. Wie schaffen es die Anderen, Veränderung zu nehmen, als sei es das Leichteste der Welt? Ob es wohl statistisch erfassbare Veränderungsbewältigungsstrategien gibt? Kann man grafisch darstellen, mit welchen wiederkehrenden Strategien der Durchschnittstyp auf neue Situationen reagiert? In meinem Kopf tanzten Balkendiagramme und Tabellen. Ist der Homo sapiens eher ein Fluchttier oder ein Raubtier? Vielleicht kann man Menschen ja aufteilen: Die eine Gruppe flieht, die andere greift die Gefahrenquelle aggressiv an, überwältigt sie und reißt ihr wütend die Bosheit aus dem Angstleib. Und gibt es auch Personen, die stattdessen einfach den Totstellreflex zeigen? Vermutlich würde ich zu dieser Art zählen. Eine Bedrohung lähmt mich und ich will

am liebsten erstarrt umfallen, in einen tiefen Schlaf versinken und erst dann wieder erwachen, wenn alles wieder gewohnt und somit sicher ist.

»Hände öffnen!«, zischte Mutter. Mir fiel gar nicht auf, dass sich meine Nägel vor Anspannung in die Handflächen gruben, doch sie hasste es, wenn meine sonst langen, schlanken Finger zu eisenharten Fäusten wurden, deren Knöchel weiß hervortraten.

Sie schoben mich durch das Haupttor, vorbei an den Wohnhäusern der Diakonissen, am Hauptgebäude des Krankenhauses, den Wirtschaftsgebäuden und der krankenhaus-eigenen Kirche, die sich nur marginal aus dem dunklen Farbspektrum der Häuser abhob.

Wenige Minuten später betraten wir zum ersten Mal das Wohnheimzimmer, das fortan mein Zuhause sein sollte. Begleitet wurden wir von einer älteren Frau in dunkelblauem Kostüm, auf deren grau melierter Kurzhaarfrisur eine weiße Haube thronte. Ich solle glücklich sein, im einzigen Dreierzimmer wohnen zu dürfen, sagte die Diakonisse. Ihr Namensschild wies sie als Schwester Gerda aus. Alle anderen Mädchen teilten sich ihr Zimmer zu viert. Die Möblierung war äußerst karg. Ein Doppelstockbett und ein Einzelbett, auf dem bereits eine Reisetasche lag, waren links und rechts von der großen Fensterfront aufgestellt, gegenüber befanden sich drei mannshohe Schränke. Ein Tisch stand unter den Fenstern mit ihren leicht vergilbten Gardinen.

Glücklich sollte ich also sein. Ich konnte meine Freude kaum in Worte fassen ob der Vorstellung, fortan keine Sekunde mehr allein sein zu können. Ich legte meine Jacke auf die untere Liegefläche des Stockbettes, um es als das meinige zu

kennzeichnen. Eigentlich unnötig, denn auch auf dem dritten Bett befanden sich bereits eine Tasche und ein Mantel.

»Stellen Sie Ihre Sachen ab. Ich führe Sie herum.«

Viel gab es nicht zu sehen. Am Anfang des langen Ganges befanden sich der Gemeinschafts- und der Fernsehraum, dann reihte sich Zimmer an Zimmer, eine endlose Parade immer gleicher Räume voller Mädchen und ihren Eltern. Überall wuselten Menschen herum, nirgends gab es einen Rückzugsort. Das alte Gebäude schien fast zu bersten vor so viel harmonischer Familiendarstellung. Selbst die Waschräume des alten kirchlichen Wohnheims waren mit großen Gemeinschaftsduschen ausgestattet, die zur Spiegelfront hin offen waren.

Jesus is watching you and your daily personal hygiene.

Mutter nahm mich zum Abschied fest in den Arm. »Mach keinen Unsinn.« Sie schluchzte auf. Ich schwieg. Vater schaute teilnahmslos, wir verabschiedeten uns mit einem kurzen Nicken und ich war froh, als sich die Tür des Zimmers hinter mir schloss. Als Erstes zog ich die Postkarte aus meiner Tasche, die ich einmal bei einem Schulausflug im Museum gekauft hatte. Sie zeigte einen Dackel, den Picasso wohl mit nur einem Strich gezeichnet hatte, was ich sehr faszinierend fand. Ich konnte nicht sagen, warum ich sie so mochte. Picasso hatte mich bislang nie angesprochen. Vielleicht war es die Einfachheit, der Minimalismus, mit der er etwas darstellen konnte. Mit einer Reißzwecke pinnte ich die Karte an die Wand über meinem Kopfkissen.

Meine wenigen Habseligkeiten passten ohne Probleme in den Schrank und ich richtete gerade die Bügel symmetrisch aus, als zwei Mädchen fröhlich plappernd in das Zimmer

stürmten und sich als Annika und Tina vorstellten. Sie waren Freundinnen. Ihre grelle Fröhlichkeit erschlug mich förmlich, nahm mir jeden Raum zum Sein, drängte mich in das untere Stockbett, das sich wie eine sichere Höhle anfühlte, von der aus ich den Trubel beobachten konnte. Die erste Nacht war unruhig. Die Angst vor der Zeit, die nun vor mir lag, brachte mich um meinen Schlaf.

Am nächsten Morgen versammelten wir uns in einem Klassenraum. Man überreichte uns Kleidchen, die mich mit ihrem verblassten blau-weißen Streifenmuster stark an Sträflingskleidung erinnerten. Sie reichten mir exakt bis zu den Knien, doch wenn ich mich darin bückte, gewährte ich meinem Gegenüber unfreiwillig einen Blick vom Hals bis zu den Zehen. Wir bekamen ein weißes, dreieckiges Tuch und eine Handvoll Stecknadeln gereicht. Der gestärkte Stoff musste nun ein paar Mal gefaltet und mit den kleinen Nadeln befestigt werden, dann hatten wir ein quadratisches Häubchen, welches über dem streng geflochtenen Zopf festzustecken war. Abgerundet wurde dies durch unser Namensschild, das uns als Schwesternschülerinnen auswies. Zur Sauberheitskontrolle der Fingernägel streckten wir artig die Hände aus. Nagellack und Schmuck waren natürlich verboten, Arbeit und Fleiß unsere einzige Zier. Alle machten ein stolzes Gesicht, denn jetzt begann unsere Zukunft. Ich hoffte indes, bald ein Zeichen zu entdecken, um daran erinnert zu werden, dass wir uns noch immer im einundzwanzigsten Jahrhundert befanden.

Fortan regelte der detaillierte Stundenplan jede Minute. Mit bleischweren Füßen schleppte ich mich nun beinahe täglich von Zimmer zu Zimmer, schob den rasselnden Metall-

wagen voller Tablettis über den Gang der Station für Innere Medizin. Die schwer steuerbaren Räder quietschten auf dem Linoleumboden. Linoleum, grau. Grau in grau und leicht zu reinigen, wie alles hier. Man musste sich mit dem ganzen Gewicht gegen den Wagen stemmen, um ihn vorwärts zu bewegen. Mit einem angestregten Lächeln klopfte ich an jede Tür, verteilte die geschmacksarme Krankenhauskost, richtete Patienten auf, schob Löffel voll Brei zwischen altersschwache Lippen.

Ich wusch, die strengen Vorschriften befolgend, kranke Menschen. Erst das Gesicht, dann Rumpf und Gliedmaßen. Jeder Teil des Körpers hatte einen dazugehörenden Waschlappen, die keinesfalls vertauscht werden durften. Ich wechselte schmutzige Kleidung, Bettwäsche, sorgte und pflegte. Immer zu langsam, immer hinter dem Arbeitsplan herhinkend. Das, was mich so langsam machte, war mein Anspruch an absolute Perfektion. Ich wischte nicht über den Tisch, ich reinigte ihn gründlich. Was ich machte, tat ich sehr bewusst und genau.

*

Jeder Patient hatte seine Sorgen und Ängste, die er uns mitteilte. Und sie wogen Tonnen. Am schwersten aber war der täglich erfolgende Einsatz im Krankenzimmer einer älteren Frau, die aufgrund ihrer Demenz nicht mehr Herr ihrer Wahrnehmung war. Sie verließ das Bett nie. Betrat ich mittags das Zimmer, flehte sie mich an, ich solle doch bitte die Katzen entfernen, der Raum sei voller Katzen und sie wisse gar nicht mehr, was sie dagegen tun solle. Ich war verunsichert, klappte

die Tischplatte ihres Nachttisches aus und stellte das Tablett darauf ab.

»Heute gibt es Kartoffelsuppe. Vorsicht, ich stelle jetzt Ihr Kopfteil nach oben.«

Sie starrte mich an und es war deutlich zu erkennen, dass sie fürchterliche Ängste ausstand.

»Schwester, bitte. Nehmen Sie die Katzen aus meiner Suppe.«

Jetzt nur nicht lachen. Nicht. Lachen. Ich drückte, ein Husten vortäuschend, auf die Klingel, um eine examinierte Schwester zu Hilfe zu holen.

»Da sind keine Katzen. Sie müssen jetzt etwas essen!«

Sie weinte. Die Tür wurde aufgerissen und die Stationschwester schaute hinein. »Das übliche Problem?«

Ich nickte.

»Ignoriere das. Sieh lieber zu, dass sie was isst.«

Sie verschwand wieder und ich stand ratlos neben dem Bett der Frau, die nach meiner Hand griff.

»Die Katzen! Sie müssen die Katzen wegmachen! Bitte helfen Sie mir.«

Hilflos hielt ich ihr einen gefüllten Löffel vor die Lippen, doch sie war nicht bereit, sie zu öffnen. Nach einigen weiteren Bitten und Versuchen meinerseits verließ ich unverrichteter Dinge das Zimmer. Das schlechte Gewissen, ihr nichts zu essen gegeben zu haben, begleitete mich den Rest des Tages. Es ließ mir keine Ruhe, ebenso wenig wie die Verzweiflung, ihr nicht helfen zu können.

»Elisabeth, wechsele die Säcke für die Kochwäsche aus!«

Ich flitzte in den Wäscheraum. Farblich unterschiedliche Behälter halfen, die täglich anfallenden Wäscheberge vorzu-

sortieren. Nun musste ich die blauen Plastiksäcke aus dem Ständer zerrn und durch leere ersetzen.

»Warum heißt das eigentlich Kochwäsche? Verdampft Wasser nicht bei hundert Grad?«

Die Stationsschwester lachte auf.

»Hundert Grad? Du denkst, sie wird bei hundert Grad gewaschen?«

Sie wandte sich an einen vorbeilaufenden Arzt: »Haben Sie das gehört? Sie denkt, Wäsche wird bei hundert Grad gewaschen!«

Uninteressiert eilte dieser weiter, doch mein Gesicht nahm die Farbe der signalroten Säcke für kontaminierte Wäsche an.

Die Nachmittage waren für den Unterricht vorgesehen. Ich war nur mäßig aufmerksam. Interessierte mich ein Thema, schaffte ich es, innerhalb sehr kurzer Zeit sehr viel Wissen darüber anzuhäufen und zu einem kleinen Experten zu werden. Empfund ich den Lernstoff jedoch als fad, konnte ich noch so viel lernen, er wollte nicht in meinem Kopf bleiben.

Warum wir im Gesellschaftsunterricht zum Beispiel die Funktionsweise einer Orgel lernen mussten, erschloss sich mir nicht, doch offenbar war ich die Einzige, die die Logik dahinter nicht verstand. Laut dem Lehrpersonal waren diese Informationen essenziell wichtig, könnte uns doch jederzeit ein Patient danach fragen. Und wer will da schon mit Unwissen auffallen?

Doch bei der wichtigsten Lektion versagte ich vollständig: Die Abgrenzung vom Patienten, die Abschottung vom Leid anderer, den Aufbau innerer Mauern. Professionalität. So kostete mich jeder Kontakt, jedes Gespräch, jede Aufgabe

viel von der Kraft, von der ich anscheinend sehr viel weniger besaß als meine Mitschüler. Ich war stets bemüht, bis zur völligen Erschöpfung und weit darüber hinaus.

Abends kroch ich wie ein verwundetes Tier in meine Betthöhle und das Kichern und Tuscheln von Annika und Tina fühlte sich an, als würde man Nadeln in mein ohnehin schon schmerzhaft wundes Gehirn bohren. Nichts wünschte ich mir mehr als das Alleinsein. Stille. Den wohltuenden Rückzug, der mir so lange schon fehlte.

Aus dem Gemeinschaftsraum hörte man Mädchen singen. Eine von ihnen hatte ihre Gitarre mitgebracht. Wie ich dieses Geklimpere verabscheute. Es scheint ein Naturgesetz zu sein, dass sich in christlichen Gruppen immer mindestens eine Person mit einer Gitarre im Gepäck befindet. Ich vermute, das Instrument manifestiert sich wie aus dem Nichts, sobald mehr als drei Mitglieder einer Kirchengemeinschaft aufeinandertreffen.

Bald war es wieder so weit. Pünktlich zur Mittagszeit auf der Station wurden die Tablett verteilt. Ich stand vor dem Zimmer der Katzen-Frau.

Klopfte zaghaft. Trat ein.

»Ihr Mittagessen. Haben Sie Hunger?«

Sie schlummerte, den Körper von der Tür abgewandt. Das Tablett abstellend berührte ich sie leicht an der Schulter.

»Aufwachen. Es ist schon heller Tag.«

Seufzend öffnete sie ihre Augen. Ich half ihr, sich aufzusetzen, verstellte das Kopfteil des Bettes und platzierte ein Kissen in ihrem Rücken.

»Schon wieder Suppe? Warum gibt es immer nur Suppe?«
Ich zuckte mit den Schultern.